

"RHAMHOSPIZ"

Eine Reportage von
TONY JUNGBLUT

Breit, mit der Bequemlichkeit und Erhabenheit alter Bauten, liegt der weite Gebäudekomplex des Rhamhospizes auf dem Rhamberg. Die fahle Vorfrühlingssonne überschimmert im leichtnebligen Morgen die wuchtigen, von Stärke und Trotz zeugenden einstigen Kasernen, und der geräumige, unregelmäßige Hof, um den herum sie sich gemessen gelagert haben, liegt mit seinen kahlen Bäumen und spärlichen Anlagen noch im Schatten. Links vom breiten Eingangstor — dieses Tor so mancher endgültigen Hoffnungslosigkeit, aber auch so mancher tröstlichen Gewißheit — ragen hager und drohend die alten Turmruinen empor, mahnen an das ewige Gesetz des Verfalls. Es ist, als überblickten sie, die während Jahrhunderten dem Feinde draußen ins Auge geblickt haben, nun kopfschüttelnd das Leben und Treiben in ihrem innern Bereich.

Sie sahen einst die Vernichtung geschaffener Werte und mußten dies später am eigenen Leibe erfahren. Die Soldaten und Kanonen, denen sie einst Obdach und Schutz gewährten, liegen nun in längst verblichener Vergangenheit. Aber es sind auch Soldaten, die sie heute in ihrem Reich erblicken — mit dem Unterschied, daß dies Soldaten des Lebens sind. Kein Orden schmückt deren alte, abgediente Brust, denn sie sind aus der langen Schlacht des Lebens als Besiegte hervorgegangen. Ihr Ziel war nicht die Eroberung fremden Bodens und reicher Beute. Sie kämpften um ihr nacktes, erbärmliches Dasein, rangen um Brot und Obdach. Im arbeitsfähigen, gesunden Alter mag ihnen dies zur Not gelungen sein; mit den alten, schwachen Tagen

aber ward dies zur Unmöglichkeit. Und da nahm sie das Rhamhospiz auf, gab ihnen das, was sie so dringend benötigten und was ihnen selbst der Zweck allen Strebens schien:

Brot und Obdach.

*

Daß das Rhamhospiz eine historische Stätte ist, davon brauchen uns die Geschichtsschreiber nicht zu überzeugen. Man merkt es auf Schritt und Tritt, an jedem Winkel, an jeder Einzelheit der Bauart. Während im 16. Jahrhundert auf dem felsigen Rhamberg keine menschliche Wohnung stand, wies er noch ein Jahrhundert später bloß wenig ertragreiche Felder und Gärten auf. Und doch verriet die Ueberreste von primitiven Straßen und Plätzen, daß hier im 15. Jahrhundert etwa hundert Häuser bestanden hatten, die dem Krieg zum Opfer gefallen waren. Hier also, wo heute Greise, Obdachlose und Waisen ruhige Tage verbringen, stand im Mittelalter ein belebtes Viertel — bildete die eigentliche Wiege der Stadt Luxemburg.

Als man sich 1893 entschloß, die Greise und Invaliden von Ettelbrück fortzunehmen und in den Rhamkasernen das Zentralhospiz für Greise und Waisen unterzubringen, gab es dort sieben Gebäulichkeiten, die noch aus der Festungszeit stammten. Fünf — es handelt sich um die heutigen Männer- und Frauenabteilungen und das sog. "kleine Waisenhaus" — waren 1685 von Vauban errichtet worden, im Erdgeschoß gepflastert und ohne Keller. Sie dienten bis 1828 als Kavallerieställe, wurden dann jedoch zu Wohnun-

gen und Kasernen umgebaut und erfüllten diesen Zweck bis zur Schleifung der Festung Luxemburg im Jahre 1867. Während drei Jahren wurden sie hierauf an Privatpersonen, in specie die Tuchfabrik Godchaux vermietet, bis 1880 die Taubstummen und schließlich vier Jahre später die Waisenkinder dorthin kamen.

Die frühere "Küche" des Rhamhospizes ward 1827 errichtet, während das "große Waisenhaus", das architektonisch in drastischer Weise von den Vaubangebäuden abweicht und als "bombensicher" gebaut worden ist, aus den Jahren 1861—1862 stammt. Heute ist das preußische Militär aus den Rhamkasernen verschwunden und das Munitions- und Waffenarsenal, das zwischen der früheren "Küche" und dem Doppelblock der Männerabteilung lag, ist längst dem Erdboden gleichgemacht. An die Stelle der Menschen und Instrumente des Krieges sind die Elemente des Friedens und der Nächstenliebe getreten: Not zu lindern, Trost und Erlösung zu bringen — das ist heute der alleinige Zweck der Rhamkasernen.

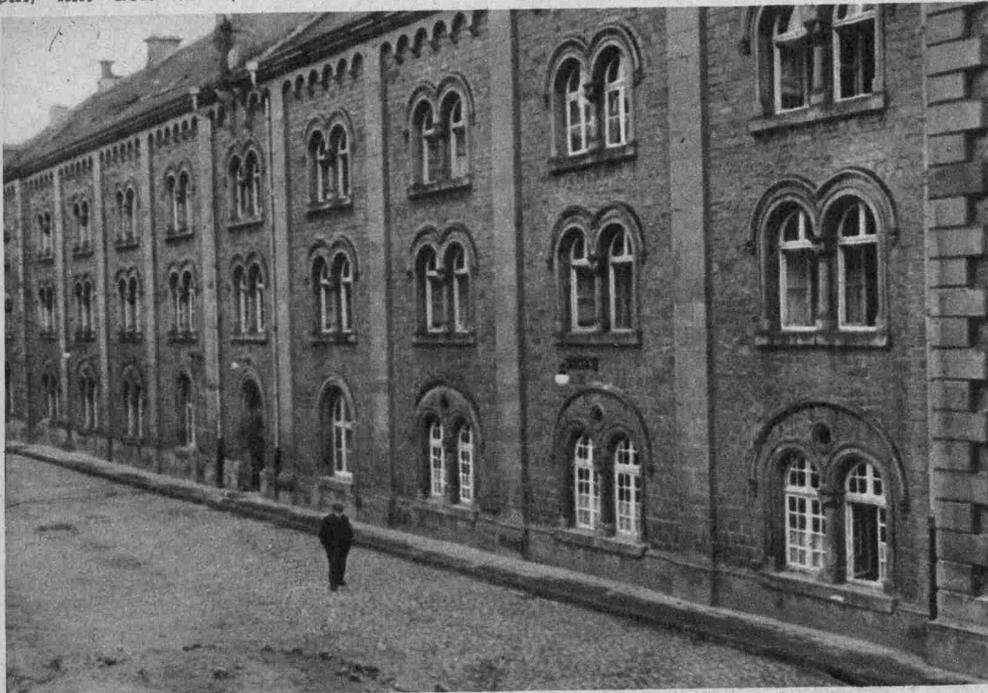
*

Es ist für uns ein weiter Weg, die Gebäulichkeiten des Rhamhospizes zu durchwandern. Wie bei all den großen staatlichen und sozialen Einrichtungen ist der Eindruck des Chaos ein unwillkürlicher; aber er wird nur von den ungewöhnlichen und großzügigen Ausmaßen der Anstalt hervorgerufen. Blickt man näher in diese scheinbar unentwirrbar verschlungene Kette von Räumen und Betrieben, so leuchtet aus jedem Raum, aus jedem Detail die klare, rationelle Organisation hervor. Die hochmoderne Küchenanlage, die Bäckerei, die Plätt- und Flickabteilung, die im vorderen Teil des "großen Waisenhauses" untergebracht sind — sie sind wie das Herz des ganzen Betriebes. — Schwestern und Dienstboten eilen umher, man fühlt in der Atmosphäre förmlich das Gesumme eines emsigen Ameisenhaufens. Und öffnet man aus diesem Abschnitt, auf dem der wohlige Geruch eifriger Bratpfannen liegt, eine Tür, überschreitet einen hellen und sauberen Gang — so befindet man sich mitten im "großen Waisenhaus".

Es ist ein herrlicher Bau, dieses "große Waisenhaus" mit seinen langen und hohen, gewölbten Korridoren, auf deren blankem Parkettboden das Tageslicht wie in einem Spiegel Reflexe wirft. In die Schlaf- und Aufenthaltsräume dringt ungehindert und mit großer Ausdauer die Sonne, die für die kleinen Gäste des Waisenhauses ja so wichtig ist. Nichts ist gespart worden, um den kleinen Enterbten jene wohlthuende und lebensbejahende Atmosphäre zu verschaffen, die manchem reichen Privatpensionat nicht eigen ist.

"Es ist ja auch unsere Schatzkammer," sagt die Schwester und lächelt.

In der Tat, es ist eine Schatzkammer,



Das „große Waisenhaus“.